

sind die Elemente einer Philosophie der Entwicklung gegeben, welche gestattet: 1. die apokalyptische Vision des Christentums widerspruchslos, ja als Bekrönung der Philosophie des Lebens aufzusetzen; 2. die künstlerische Abrundung des Weltbildes dadurch zu erreichen, daß ein zeitlich weitgespanntes Geschehen einem unausdenkbar großen Kosmos eingefügt wird. Damit wäre ein neues Gleichgewicht der Gedanken, damit die Voraussetzung einer neuen Kulturphase gewonnen. Hochkulturen entfalten sich, wenn ein weltanschaulicher Rahmen von einer gewissen Großartigkeit befestigt ist, welcher das Gemüt beruhigt und der einzelnen kulturellen Arbeit die Stelle zuweist, an die sie gehört. Dann schafft der Einzelne nicht darauf los, nur

mit dem Seinigen beschäftigt, sondern ihn begleitet der beruhigende Gedanke, daß seine Leistung mit den Leistungen der andern systematisch zusammenhänge. In dieser Gemütsverfassung wachsen die Wissenschaften zu einem System zusammen, gelingt der Aufbau der Gesellschaft aus einer gemeinsamen sittlichen Gesinnung, gedeihen die Künste, weil der Einzelne gar nicht soviel Neues erfinden muß, sondern Vorgegebenes immer sinnvoller ausgestaltet. Er hat die Muße, dem inneren Sinn der Dinge zu lauschen. Aber sie müssen eben einen haben. Und alles muß Sinn haben, vor allem das Schicksal des Menschen. Die Bejahung dieses Sinnes als eines großen Zusammenhanges ist möglich durch Religion.

ÜBER DEN TOD

Ein Briefwechsel von Alfred Delp S. J. und Paul Bolkovac S. J.

I.

Berlin, Mitte August 1939.

Die Menschen meiner Umgebung hier stehen unter dem Eindruck eines harten Todes. Ein leitender Mann in der Vollkraft der Jahre, im Vollmaß menschlicher Begabung und männlichen Einsatzes wurde innerhalb weniger Tage abberufen. Es ist eigenartig, was mit uns geschieht, wenn eine so selbstverständliche und alltägliche Tatsache wie das Sterben plötzlich in seiner vollen Wucht neben uns auftaucht und sich für ein paar Tage zum ausdrücklichen Thema unserer Gedanken macht. Warum das eigentlich so ist, daß die täglichen Dinge, die letztlich ja gar nichts anderes sind als Offenbarungen und Sachverhalte der Grundgesetze unseres Lebens, sich verhüllen hinter den Schleier eben des Alltags und der Gewöhnung und daß sie uns dann und wann immer wieder plötzlich und hart in ihre Gegenwart rufen? Ob wir nicht stark genug sind, die Wirklichkeiten sowohl wie die Grenzen unseres Seins auszuhalten und sie ehrlich und offen im Bewußtsein zu tragen? Es geht uns doch mit allem Wirklichen so, das die Größe und die Grenze unseres Lebens bestimmt: Gott — die Geheimnisse — den andern Menschen — das eigene Ich — die Sünde — ja, und eben auch den Tod verstecken wir vor uns selbst. Sind wir nicht stark genug?

Gerade an Totenbahnen und Sterbebetten wird es immer wieder offenbar: wir stehen vor einem Unbegreiflichen, das wir nicht verstehen, das wir vergessen möchten, vor dem wir fliehen. Und es geht nicht nur um den einzelnen Verlust oder um den eigenen Tod, es geht um das nichtgeleistete Verhältnis zum Sterben als einer Grundtatsache unseres Lebens.

Wir machen aus dem Tod einen Unsinn, der

ein herrliches Lebensgefüge willkürlich und tyrannisch zerreißt. Die Menschen winden sich unter dieser Tatsache des täglichen Daseins wie unter einem Verhängnis, das sie von außen anfällt, sie reiben sich wund daran und vergiften ihr Leben, weil sie seine Grenzen nicht aushalten. Und das sind noch die Stärkeren, die sich die Frage wenigstens vor das Bewußtsein kommen lassen, auch wenn sie nicht fertig werden damit.

Daneben stehen die andern Ungezählten, die der Brutalität des Sterbens ausweichen in einen Kult des Todes oder in eine vordergründige Flucht vor dem Tode. Es gibt Menschen, die aus ihrem Leben einen wahren Totentanz machen. Wenn die Tatsache Tod sich einmal in ihr Bewußtsein gedrängt hat, wird sie zum beinahe ausschließlichen Thema. Sie sind gelähmt, in allen Lebensäußerungen gehemmt dadurch, daß sie entdecken, sie gehen einem Ende entgegen. Der Tod hat sie schon erschlagen, bevor er sie überhaupt angeschaut hat. Der Verlust eines geliebten Menschen wird zur ewig blutenden Wunde, für die es keine Heilung gibt, auch keine religiöse. Man macht dem Gott der Religion geradezu einen Vorwurf daraus, daß er diese Wunde nicht abwehrte. Gerade religiöse Menschen treibt dieser unverstandene Tod oft in einen richtigen Sicherheitsfanatismus. Sie versuchen den Tod um seine Härte und seine Schrecken und die Unsicherheit seines Ergebnisses zu prellen und sich durch mancherlei „Devotionalien“ einen „guten Tod“ zu erhandeln — wobei denn oft die einzige „Devotio“ unterbleibt: das gerade und starke Stehen im Willen Gottes und in der Tatsache der Endlichkeit und Vergänglichkeit und Härte des irdischen Lebens, das er uns zugedacht.

Nichts aber wird einem in der Nachbarschaft des Todes und im täglichen Umgang mit ihm offensichtlicher als die Tatsache, daß die meisten

Menschen auf der Flucht sind vor ihrem Ende. Selbst Menschen, deren Auftrag und Amt es ist, über den Tod hinaus zu geleiten oder deren ganze Lebensarbeit darin bestand, mit ihm zu kämpfen und ihm seine Opfer für eine Spanne Zeit abzurufen, geraten in seiner Nähe in eine oft erstaunliche und unbegreifliche Bedrängnis. Sie haben vorher von vielen Todesfällen Kenntnis genommen, aber nicht von dem Sterben als einem Begebnis unseres persönlichen Lebens, das immer am Geschehen ist. Wir verdrängen unser Ende aus unserem Bewußtsein, das wir ausfüllen mit den untergeschobenen Dingen des Leichtsinnes, der Oberflächlichkeit oder auch des überschätzten Geschäftes. Die Menschen vergessen ganz, daß sie durch ihre Flucht vor der eigenen Wirklichkeit, zu der das Sterben ebenso ursprünglich und selbstverständlich gehört wie das Leben, in eine öde Verflachung des ganzen Lebensraumes geraten. Man kann eben von den Grundwirklichkeiten des Daseins keine einzige weggeben, ohne das Ganze zu schwächen und zu entstellen. Das Leben betrügt sich dann selbst mit hohlen Phrasen und leeren Gesten, die selbst die Maske des Heiligen und die Pose des Heldischen nicht vermeiden.

Auch wir Christen wissen oft um das Sterben unserer Freunde und um unseren eigenen Tod nicht den rechten Bescheid. Wir reden manchmal zu viel von der Verklärung des Sterbens, und wenn der Tod dann an uns herankommt, dann bleibt eben doch die Angst und der Todesschweiß und die Unsicherheit. Viele verstehen diese Verklärung wie eine Art Dispens von den Bitternissen des Lebens. Jede Sinndeutung und jede Verklärung hat zunächst einmal die Tatsachen stehen zu lassen. Auch wer weiß, daß er in ein neues Leben hineinstirbt, auch dem bedeutet das Heraustreten aus dem gefügten Lebenskreis eben Abschied und Not. Und der Widerstreit, in den der auf ein Unvergängliches angelegte Lebenswille des Menschen mit der Tatsache des einstweiligen Zu-Ende gerät, ist ein physisches Ereignis, das sein eigenes Gewicht nicht abgibt.

Die erste Voraussetzung, den Tod recht zu sehen und zu verstehen, scheint doch die zu sein, zunächst einmal das Leben recht zu nehmen. Das Leben muß weit mehr als ein hartes und mühseliges begriffen werden. Ein Auftrag, der auf Widerruf gegeben und unter Schwierigkeiten durchzuführen ist, ein Marschbefehl ohne Sicherheit und Wissen um das Ende des Weges. Es ist zu viel gesprochen und geglaubt worden von den billigen und leichten Freuden des Lebens, mit denen man den Blick auf die Brüchigkeit des Daseins und seine Verpflichtung auf Leistung, Kampf und Opfer getrübt hat. Darum kommt das große Erschrecken über uns, wenn wir auf einmal entdecken, daß wir am Ende sind und daß wir immer diesem Ende

zugelaufen sind. Wer dem Leben seine Bitterkeiten und Härten nimmt — es soll hier wirklich keinem Pessimismus und keinem Dürsterkeitsfanatismus das Wort gesprochen werden — der verharmlost es und nimmt auch unseren Freuden die echte Tiefe, weil er unsern Herzen die große Stärke nimmt.

Das gilt auch und erst recht vom Sterben des Christen. Wir sollen uns keinen kurzschlüssigen Trost suchen und auch nicht zu früh von der Verklärung des Lebens und Sterbens reden. Die Bitterkeiten des Lebens bleiben und es ist dann wirklich beschämend, wenn wir nach all dem Gerede in der Nachbarschaft des Todes erbleichen und erschrecken. Die größere Wirklichkeit, die wir als Christen sind, hat sich den Ordnungen und Gesetzen dieser Zeit anvertraut und ihren Vollzug nicht aufgehoben. Nur wer sich zunächst einmal mit der Härte des Lebens abgefunden und mit der Bitterkeit des Sterbens auseinandergesetzt hat, darf nach dem Größeren Ausschau halten, das für den Christen in diesem Harten und Bitteren geschieht. ...

2.

München, Ende August 1939.

... In diesen Tagen habe ich Römerbrief und Geheime Offenbarung wieder gelesen und mit Erschrecken entdeckt, wie das Größere, dem der Mensch in einem harten und bitteren Tod begegnet, nicht ohne weiteres die siegreiche Überwindung des Untergangs mit seinen Ängsten und Nöten ist. Bevor das Wort Gottes die christliche Freiheit vom Tod verkündet, offenbart es Zukunft und Vergangenheit des Menschen, der unerlöst und ohne Christus in die Sterbestunde eintritt. Wieviele Menschen diesen Tod sterben, weiß nur Gott. Aber sicher ist, daß dadurch die Härte und Bitterkeit des Sterbens, von der Sie schreiben, mit einer Bürde von Not beladen wird, die einer völlig neuen Ordnung angehört. Das Leid jedes sterbenden Menschen ist eine Voransage für das Schicksal, das auf eine unerlöste Menschheit wartet. Diese Zukunft kündigt sich um so unbarmherziger und herrischer an, je mehr der Mensch sich aufbäumt oder innerlich versagt und zusammenbricht. Es gibt im Jenseits nach dem Tod einen Zustand, wo unverrückbar ein Keil zwischen Sehnsucht und Erfüllung getrieben ist, der diese Menschen zu keinem umfriedeten Selbstbesitz mehr gelangen läßt. Der zweite ewige Tod, von dem Gott bei Johannes spricht, verlängert die Qual des Sterbens ins Unendliche. In der Hölle unternimmt der Mensch stets von neuem einen Anlauf ins Leben und niemals gelingt ihm der Aufschwung, ohne daß er je von diesem Versuch lassen kann. Immer am Fallen, wird er nie zerschmettert. Die Zerrissenheit seiner Sterbestunde dauert fort in einem aussichtslosen

Kampf zwischen Lebenswille und Lebensohnmacht, ohne Hoffnung auf Heilung und Sicherung.

Ob es nicht schwächende Einseitigkeit war, die uns das Gottesbild verfälschte und unsere eigenen Möglichkeiten und Gefahren vertuschte, als man vor Jahren begann, den Gedanken an die Hölle aus unserem christlichen Lebensgefühl auszuschneiden? Es stimmt, daß es sich hierbei um einen Gegenstoß handelte und vermutlich war er, geschichtlich gesehen, unvermeidlich. Aber bleibt nicht trotzdem der Vorgang bedauerlich, der unsere Lebenssicht trübte und das Lebensgefühl verarmen ließ? Wir haben nicht nur im Profanen Ernst und Gefahr, Kampf und Opfer an den Rand gedrängt, sondern auch das religiöse und sittliche Leben blieb in einem Ausschnitt stecken und mußte so einseitig, harmlos und unwahr werden. Erst mit der Wiedereinsetzung vernachlässigter Lebensmächte mag uns heute eine andere Würdigung des neu entdeckten Todesgesetzes in der Gottesordnung gelingen.

In den Augen Gottes und nach den Worten seiner Offenbarung schaut das Doppelantlitz des Todes nicht nur eine mögliche menschliche Zukunft, sondern auch in unsere Geschichte und Vergangenheit. Jeder sterbende Mensch ist eine Apokalypse, die menschliche Schuld und göttliches Gericht ins Offene stellt.

Der paradiesische Mensch am Ursprung der Geschichte wurde ohne Zwiespalt, Bruch und Untergang aus der Liebe Gottes geboren. Solange er die Ordnung Gottes aufrecht hielt, konnte kein Tod sein Leben bedrohen. Erst als sein innerster Lebenskreis mit dem Verlassen der göttlichen Quelle des Lebens unter das Gesetz des Todes geraten war, verfielen auch die übrigen Lebensbezirke dem gleichen Gesetz. Der Tod des Leibes wurde erst durch den Tod der Sünde möglich.

Seither sterben wir täglich den vielfachen Tod des Opfers, Untergangs und Zusammenbruchs, bis die Trennung von Leib und Seele den Rest zusammenschlägt, der stehen geblieben ist. Erst das Bewußtsein, wie jeder Untergang den bitteren Nebengeschmack religiösen und sittlichen Versagens hat, mischt in den Todestrank das herbste Bitterkraut.

Vielleicht kann der Mensch versuchen, auch einen ausweglosen Tod mit Tapferkeit zu bestehen, wenn er sich einem reinen Schicksal gegenüber weiß. Aber seit ihn das Wort Gottes immer wieder daran erinnert, wie er durch eigene Freiheit und Schuld das Leben verwirkt hat, kann Verzweiflung über seine unhaltbare und unerträgliche Lage über ihn kommen. Ohne die Erlösung Christi steht über den ausweglosen Wegen menschlichen Zerfalls der lodernde Zorn Gottes, und jedes Sterben im Großen oder Kleinen wird zu einem Gericht Gottes und zu einer Urkunde seiner Gerechtigkeit, die ver-

kündet, wie auf dem Bruch mit Gott unweigerlich der Untergang des Lebens mit allen Gütern steht.

Das ist das Angesicht des Todes, den der Mensch ohne Christus sterben muß — und mehr als das: es ist das erschreckende Antlitz auch seines Lebens, aufs Ganze und im Letzten gesehen. Seine Stadien werden zu Offenbarungen des Todes, wobei die Trennung von Leib und Seele nur zwischen dem größeren Tod der Sünde und der Hölle steht. Der unerlöste Mensch ist zu einem Zustand der Zerstörung unterwegs, der schlimmer ist als das Nichts. Auf ihn wartet ein Leben, das ständig zerfetzt wird durch den Zwiespalt zwischen Streben und Erfüllung. So wird der Tod sein einzig gültiges Existenzial — allerdings jener unheimliche Tod, der unsterblich ist und für den der leibliche und vergängliche nur erst das eindrucksvollste und überzeugendste Symbol darstellt.

Warum ich soviel über den unerlösten Menschen geschrieben habe, werden Sie vielleicht fragen. Sind wir nicht Christen, die einer andern Ordnung angehören? Aber es stimmt doch auch, daß wir hier unserer eigenen Vergangenheit gegenüberstehen. Einmal, vor der Taufe, waren wir Heiden und Sünder, „ohne Gott und darum hoffnungslos in der Welt“ nach dem Epheserbrief. Es ist doppelt gefährlich, die eigene Vergangenheit zu vergessen, bevor sie endgültig überwunden ist. Stehen wir nicht auch als Christen ständig in Gefahr, das Erworbene zu vergessen und preiszugeben um irgend einer Lockung willen? Leider ist nur zu oft unsere Angst vor dem Tod des Leibes und vor jedem Verzicht und Opfer größer als die Furcht vor dem Tod der Sünde und der Hölle. Da rüttelt uns das Wort Gottes auf und richtet unsere Aufmerksamkeit auf den eigentlichen hoffnungslosen Tod und wir beginnen überhaupt erst zu ahnen und zu schätzen, aus welcher Verlorenheit uns Christus befreite, der gekommen ist, auf daß wir das Leben haben sollen, in einem überreichen Maße. . . .

3.

Unterwegs, Anfang Sept. 1939.

Die langen Stunden der Reise wollte ich benutzen, Ihren Brief zu überdenken und die unbestimmte Auflehnung, die mich beim Lesen mancher Sätze überkam, in eine klare geprüfte Form zu bringen. Nun schenken mir die Ereignisse der Stunde und die Begegnungen der Reise die Anregungen und die Gründe zu meiner Antwort.

Immer wieder begegnen uns unterwegs Soldaten. Lange, endlose Züge mit Männern in den grauen Uniformen. Ihre Gesichter sind ernst, ihre Augen gefaßt und entschlossen, ihre Stimmen rufen ein paar verhaltene Grußworte. Lieber Freund, diese Männer widerlegen Ihren Brief. Sie fahren in ein Ungewisses, sie fahren in ein hartes Leben. Man

kann viele Fragen stellen über den Sinn ihrer Fahrt, aber eines ist sicher: sie fahren nicht in den Zorn und nicht in das Gericht. Der Gott, der aus Ihren Zeilen spricht, ist ein Gott der Zerstörung und des Fluches. Der Gott aber, der hinter dem harten Weg dieser Männer geht und der in ihrem Schicksal waltet, bleibt auch jetzt ein Gott des Segens und des Lebens.

Mir will gerade in diesen Tagen scheinen, das Phänomen unseres Sterbens ist viel mehr ein Auf- und Heimweg zu Gott als eine Epiphanie seines Zornes und Gerichtes, die Sie allein zu kennen scheinen.

Wir müssen daran festhalten, die Geschehnisse unseres Daseins tragen zunächst ihren Sinn in sich, innerhalb unserer Welt. Was Gott am Anfang mit seinem schöpferischen Wort gemeint hat, blieb stehen und überdauerte das Unheil der ersten Tage, fähig und willig, einem neuen Heil entgegenzuwarten und entgegenzuwachsen. Und zu diesen Grundwirklichkeiten unseres natürlichen Daseins, die nichts anderes sind als echte Ereignisse unseres Lebens, gehört auch die Tatsache unseres Sterbens. Mag sie ihrer Tatsächlichkeit nach ein Ergebnis jener ersten Sünde sein, Möglichkeit und Wirklichkeit und Gesetzlichkeit des Todes sind nicht ein Werk des Zornes, sondern ein echtes Existenzial unserer Menschenwirklichkeit. So und nicht anders erleben unsere Menschen heute den Tod, wenn sie sich ihm stellen, so und nicht anders war er beschlossen in der Uridee der Schöpfung. Und dieser Tod enthüllt uns nicht einen Gott der Vernichtung und der Strafe, dieses Sterben führt uns heim und erschließt uns sachlich und nüchtern uns selbst.

Wenn wir ehrlich und sachlich uns dem kommenden Ereignis unseres Sterbens stellen, begreifen wir unser Leben als unfertiges, geschehendes Ereignis. Diese Besinnung macht nüchtern, und nur der Nüchterne sieht wahr. Der göttergleiche Wahn, der uns manchmal die Sinne trübt, wird von uns genommen. Von seinem Sterben her begreift sich der Mensch als eine offene Wirklichkeit, die nicht in sich gerundet und gesichert liegt, sondern über sich hinaus reicht. So liegt die Tatsache Tod tatsächlich am Anfang der Religion, weil sie uns auf die größeren Zusammenhänge aufmerksam macht, in denen wir existieren. Der Tod macht dem Menschen klar, daß er nicht das Einzige ist und nicht das Letzte, was das Leben zu bieten und zu leisten hat. Wir begreifen uns als einen Beitrag zur großen Wirklichkeit, als einen Durchgang des großen Lebenswillens, der am Anfang steht, wir finden uns unter einem Gesetz, einem Auftrag, der uns Einzelne überdauert. Der Tod ist nicht Fluch und Zorn, bei dessen Bedenkung wir unsere Beschränkung und Grenze finden und der uns unsere Bindung an eine übereinzeln Lebensordnung offenbart. Wer sein Sterben ernst nimmt, der nimmt sich selbst nicht

mehr so ernst und gewichtig, daß er es unterlassen könnte, nach neuen und endgültigen Mittelpunkten Ausschau zu halten. Und wer dem Tod auf den letzten Grund geht, den führt er zurück in die echte und fruchtbare Haltung menschlichen Lebens, dem öffnet er nicht nur die Augen für das Größere, in dem und für das wir leben; er enthüllt uns unser Leben als eine geschöpfliche Wirklichkeit, die im Göttlichen verwurzelt ist, von dort mit Befehl und Auftrag ausging und dort mit Leistung und Bewährung zurück erwartet wird. Es mag einer immerhin den größeren Raum, dem er verpflichtet ist, zunächst nur vordergründig entdecken, er mag sich begreifen als eingefangen in den Strom der Art, oder die Stunde der Geschichte, sein Zu-Ende-sein hat ihn schon eines gelehrt, daß es in seinem Leben um mehr geht als um egoistische Selbstbehauptung und Willkür. Ein tieferes Durchdenken der eigenen Wirklichkeit wird ihn auf einen unabdingbaren Lebenswillen und auf ein Ich verweisen, das wohl von sich weg muß in einen größeren Raum hinein, das sogar den absoluten Partner verlangt, um noch sinnvoll zu existieren, das aber nicht mehr versinkt in der Nacht eines Nichts oder auch eines All, nachdem es einmal aus einem schöpferischen Wort Gottes hervorging. Gott bereut seine Worte nicht, und er widerruft sie nicht.

Wer seinen Tod in sein Leben hereinnimmt, dem bleibt nichts stehen außer dem Echten und Wirklichen. Der Tod verweist uns in unsere Grenzen zurück, in die Bescheidenheit und Verpflichtung der Kreatur. Und doch kommt diese Rückbindung nicht wie ein Erschrecken und eine Erniedrigung über uns; gerade an den Grenzen gedeihen die großen Leistungen und Bewährungen des Lebens. Was groß ist im Leben des Menschen, seine irdische und seine religiöse Leistung, wächst hier an den Grenzen der Wirklichkeit. Daß einer z. B. tapfer ist, daß er sich einsetzt, daß er wagt und opfert, das ist doch nur dann möglich, wenn jemand um die schwankende Sicherheit, um den ungarantierten Bestand und die offenbare Ungeborgenheit seines Lebens weiß und sich trotzdem einsetzt. Ein Leben, das seiner selbst sicher wäre, könnte nicht tapfer sein. Daß die Möglichkeit von Wunde und Tod begriffen wird, das erst macht den Einsatz echt und groß. Nicht der leichtsinnige Überschwang ist tapfer und auch nicht der stumpfsinnige Kurzschuß, sondern der trotz des klaren Wissens um die eigene Gefährdung geleistete und gemeisterte Einsatz. Siegfried darf im Reiche der Helden genannt werden nicht wegen der sicheren Wappnung gegen Wunde und Gefahr, nur wegen des schmalen Tores, das dem Zugriff des Todes offen blieb.

Auch was wir in dieser Welt Religion nennen, lebt von dieser Grenze. Es soll da nicht jene neu-lich schon abgetane Sucht nach Sicherheit und Geborgenheit wieder auftauchen. Aber als Herzstück

der Religion empfinden wir doch die vertrauensvolle Übergabe des eigenen Geschickes in die sorgende und führende Allmacht und Güte des Vaters. Der Verzicht auf die Durchsichtigkeit der kommenden Tage und die Weggabe der Sorge dafür bekommen doch erst da ihre ganze Größe und Schärfe, wo das Leben seiner eigenen Gefährdung und Unsicherheit begegnet ist. Nur daß jetzt hier die Unsicherheit und das Nichtwissen viel weiter reichen, über die Existenz hinaus, die der Tod beschließt.

Lieber Freund, ich meine, wir sollen die Tatsachen des Lebens zunächst einmal stehen lassen, wie sie gestellt sind. Das Leben ist tatsächlich hart und geht zu Ende. Wer das nicht einmal als Tatsache hinnimmt, der kommt aus dem Schrecken und der Verzweiflung nicht mehr heraus. Das Ende liegt als Möglichkeit in aller Kreatur, und es ist das Gesetz aller irdischen Wirklichkeit. Das Sterben ist ein natürliches Ereignis unseres Lebens, wie der Anfang und die Freude und Gott und so vieles andere.

Noch immer fahren die Züge mit den Männern im grauen Kleid, das zu äußerstem Einsatz verpflichtet. Diese Männer fahren nicht in den Zorn und Fluch Gottes, sie fahren in die äußerste Möglichkeit ihres Lebens, der wir alle entgegengehen. Sie fahren ihr entgegen auf eine eigene und stolze Art. Wie so vieles, so ist auch dies in unser Leben gestellt, um daran zu wachsen oder unsere Kleinheit offenbar zu machen. In seiner Verwirklichung aber ist unser Sterben die äußerste Tatsache, durch die wir endgültig beschließen und entscheiden, was an Wert und Würde in uns beschlossen ist. ...

4.

Innsbruck, Oktober 1939.

... Schon ist mehr als ein Monat über Ihren letzten Brief dahingegangen. Wie vielen von den Männern in den grauen Uniformen, denen Sie auf Ihrer Reise begegneten, haben Sie damals einen letzten Gruß zugewinkt. Inzwischen sind sie bereits durch den dunkeln Torweg geschritten, der aus der Welt herausführt und haben vor dem Gott ihres Lebens gestanden.

Der Gott unseres Lebens! Wie wandelt sich Sein Angesicht mit unsern Wandlungen. Je leichter und schöner unsere Tage sind, desto ernster und besorgter wollen uns manchmal Seine Züge vorkommen. Er kennt unsere Gefährdung nur zu gut. Der berückende Zauber einer betörenden Stunde, aufleuchtend an irgend einem Ding der Welt, kann genügen, um unsern Gottesdienst in Götzendienst zu verkehren. Dann wandelt sich auch das Angesicht, das Gott uns zuwendet. Zürnend, richtend, strafend schickt Er die Boten des Leids durch die Straßen und Gassen der Welt, daß sie uns aufsuchen und verfolgen.

Allerdings — und darin haben Sie recht — Er sendet sie nicht hinaus, ohne ihnen ein Wort des Segens für die Verfolgten mit auf den Weg zu geben: „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde.“ Je mehr dem Menschen seine Götzen unter den Schlägen Gottes zertrümmert werden, um so hellhöriger wird sein Ohr für die frohe Botschaft vom Helfer und Retter Gott. So ist es ein Gebot der Stunde, jetzt, da die Sorge eingekehrt ist bei uns und in den Reihen und Häusern der Menschen, die zu uns gehören, daß wir in Sehnsucht und Hoffnung unser Herz dem Wort des Trostes zuwenden, das Gott zu uns gesprochen hat.

Leider ist es dem Wort vom Trost gegangen wie vielen andern Worten, der Menschen und Gottes, die ein leichtfertiger und ungehemmter Gebrauch abwertete und schließlich sogar außer Kurs setzte. Es geht nicht darum, ob ein Mensch nur mit der Hilfe von oben den Tod tapfer bestehen kann. Man erzählte bereits im Spanienkrieg von ungläubigen Soldaten, die in den gefährlichsten Augenblicken durch unbedingte Pflichterfüllung ein Vorbild für alle andern wurden. Ich bin der Letzte, der diesem todesmutigen Einsatz die Ehre verweigert, die ihm gebührt.

Nicht darum geht es also hier, ob ein Mensch ohne Gott mannhaft sterben kann, sondern das soll einzig und allein unser Anliegen sein, zu fragen und zu erfahren, wie Gott den Tod sieht. Das ist die Sonderstellung der christlichen Weltanschauung, daß ihr die Anschauung der Welt mit den Augen Gottes geschenkt wurde. Somit sieht der Christ auf den Tod von dem absoluten, letzten, endgültigen Standpunkt — von der Höhe jenes Berges, auf dem es keinen Standpunkt mehr gibt, sondern nur mehr die Schau in die reine lautere unverhüllte unverzerrte Wirklichkeit, wie in eine allseits offene Ebene.

Wie sieht Gott unsern Tod? Wie alle Dinge und Ereignisse unserer Ordnung gehört der christliche Tod für Ihn zur Christuswirklichkeit. „Ich bin gekommen, um ihnen das Leben in verschwenderischer Fülle zu bringen“: Seit sich das Ursakrament auf Kalvaria in die sieben heiligen Lebenszeichen ausgebreitet hat, ist auch unser Sterben zu einer Quelle geworden, die aufsprudelt und wie eine Fontäne emporsteigt ins ewige Leben.

Wenn uns erst die letzten Möglichkeiten, die wir ergreifen können, zeigen, was der Mensch eigentlich ist, so spannt die Botschaft Gottes von dieser neuen und völlig andern Zukunft einen weiten ungeahnten Horizont über unser Leben. Sie wissen genau so gut wie ich, wie schwer es ist, das Land zu beschreiben, das wir mit dem Tode betreten und besitzen werden. Selbst die Kunst des göttlichen Wortes ist hier über stets erneute Versuche

und Ansätze nicht hinausgekommen. Darum drängen sich in Seinen Schriften die Bilder und Vergleiche. Ernte und Heimat, Hochzeit und Gastmahl stehen neben den Worten von der neuen Erde, dem neuen Himmel und der neuen Stadt.

Niemals und niemand wird es gelingen, die bruchstückhaften Hinweise in eine Vision umzuschmelzen, die uns das kommende jenseitige Leben ohne Geheimnis, in seiner reinen Wirklichkeit zeigen könnte. Wir vertrauen dem Wort Gottes, das uns einen Endzustand verspricht, der im Zeichen der Vollendung steht. Mit dem Tod wird der Christ Bürger jenes Reiches, in dem es keinen Zwiespalt mehr gibt zwischen Wirklichkeit und Idee. Ist das nicht ein Herzstück aus der bitteren Not menschlicher Irdischkeit: immer wieder mit wehem Herzen finden zu müssen, draußen und drinnen, wie Bedrängnis und Verrat, Verfolgung und Flucht die höchsten Ideale und innerlichen Lebensgüter bestürmen und besiegen? Das aber ist die Frohbotschaft Gottes vom christlichen Tode, daß jenseits dieser Grenze Idee und Wirklichkeit, die sich suchen wie die beiden Königskinder, nicht nur für Augenblicke sich finden werden, sondern unzertrennlich im Land der Vollendung beieinander wohnen sollen. In diesem Sinne steht über dem Gottesreich christlicher Zukunft die Sonne des Friedens, die niemals untergeht.

Vor dies Paradies hat Gott den Tod gestellt. Nur an dieser Stelle kann die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits überschritten werden. Erst unter den Schmerzen des Todes wird das ewige göttliche Leben geboren. Der Befreier Gott streckt seine Hand nicht aus, um uns vor den Schmerzen und Nöten der letzten Stunde zu bewahren. Wir kommen in unsere Stunde wie Christus in die seine kam, und müssen sie auskosten und durchkämpfen wie er, bis in die letzte Sekunde und — vielleicht — in die äußerste

Qual. Erst wenn alles zu Ende gegangen ist, wenn die irdischen Lichter alle erloschen sind, wenn nach menschlichen Überlegungen und Maßstäben kein Ausweg mehr sichtbar ist, dann spricht Gott sein neues Schöpfungswort.

Ob diese Verbindung von Tod und Leben im letzten Augenblick ein Hinweis Gottes ist, wie der Christ jenes ständige Sterben nehmen soll, das die Namen Sorge und Mühe, Opfer und Verzicht nebst unzähligen andern führt? Sind wir nicht zu leicht versucht, nur dann an die Erlösungstat Gottes zu glauben, wenn Er uns vor Widerstand und Heimsuchung bewahrt? Wenn aber der christliche Tod ein allgemeingültiges Symbol ist, dann ist gerade das Gegenteil zu erwarten. Die Befreiungstat Gottes setzt oft erst ein, wenn der Mensch den bitteren Kreuzweg bis auf die Spitze des Berges gegangen ist; dann allerdings restlos und so überraschend, daß Paulus von der Kreuzigung Christi schreiben konnte: „Wenn die Fürsten dieser Welt Gottes verborgene und geheimnisvolle Weisheit erkannt hätten, würden sie den Herrn der Herrlichkeit nicht ans Kreuz geschlagen haben.“

So wollen wir uns im Glauben an das Wort Gottes über den Tod des Christen den Forderungen des Lebens ausliefern und anvertrauen, auch und gerade dann, wenn sie uns neue Lasten aufbürden. Je anstrengender der Marsch und je dichter die Finsternis, um so feiner wird das Auge unseres Herzens für das Licht des neuen Tages, mit dem Gott die Nacht jedes Kreuzes ablöst. Aber nur im Vollzug des Gebotes, das die Stunde gibt, werden unsere Augen aufgetan, dann erst verstehen wir ihren Sinn. Er wird anders sein, als wir je zu ahnen oder hoffen wagten, und uns zu dem Paulusbekenntnis hinführen: „O Tiefe der Weisheit Gottes! Wie unerforschlich sind seine Ratschlüsse, wie unergründlich seine Wege.“

KONFESSIONSKUNDE UND KONFESSIONELLE VERSTÄNDIGUNG

Von Max Pribilla S. J.

Eine sehr erfreuliche Wirkung der neueren christlichen Einigungsbestrebungen ist das Ringen um ein besseres gegenseitiges Verstehen zwischen den getrennten Kirchen. Große Versäumnisse der Vergangenheit sind hier nachzuholen und Berge von Vorurteilen, die eine unglückselige, lieblose Polemik seit Jahrhunderten aufgetürmt hat, in geduldiger, mühsamer Arbeit abzutragen. Damit wird zugleich die berechtigte Forderung der Lausanner Bewegung ihrer Erfüllung entgegengeführt, nämlich möglichst klar herauszustellen, worin die verschiedenen Kirchen übereinstimmen und worin sie voneinander abweichen. Die zutreffende Erkenntnis der kirchlichen Wirklichkeit ist ja die unerläßliche Vor-

bedingung für jede konfessionelle Annäherung, die nur dann Erfolg und Bestand haben kann, wenn sie vom Wissen und nicht vom Nichtwissen grundgelegt wird.

Überschaut man die religiöse Literatur unserer Tage, so läßt sich nicht verkennen, daß trotz der Fortdauer der überkommenen Gegensätze viele Kräfte fleißig am Werke der konfessionellen Verständigung arbeiten. War bei den kirchlichen Konferenzen allen zum schmerzlichsten Bewußtsein gekommen, wie wenig die einen von den andern wissen, so bemüht man sich jetzt, diesem Mangel abzuhelpen. Das geschieht vor allem in der Form der Selbstdarstellung, indem die einzelnen Kirchen